

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 49.

Freitag, den 27. Februar.

1925.

118. Fortsetzung.)

### Der „Blaue Reiter.“

Roman von Otfried von Sanfteln.

(Nachdruck verboten.)

„Nicht weinen, Frau Denner! Ruhig bleiben! Nun wird ja alles gut!“

„Ich weiß nicht, wo wir hinfahren, aber wir hielten vor einem Hause in einem kleinen Ort, und da brachte man mich in ein Zimmer und ich mußte mir andere Kleider anziehen. Und dann kam plötzlich der Bädermeister Gerber aus Wallenbrunn herein und sagte, daß er mit mir Mitleid habe und daß er den Herrn Polizeibeamten bestochen habe. Ich würde ganz sicher auf lange Jahre in das Zuchthaus kommen, wenn ich jetzt nicht täte, was er mir riete. Das einzige Mittel sei, daß er mich in eine Anstalt brächte und sagte, ich sei verrückt. Das würde nur ein paar Wochen dauern und dann wäre alles gut. Ich wollte nicht, aber da packte er mich. Ich fing an zu schreien, aber dann kam nun der Kriminalbeamte und sie brachten mich wieder in das Auto. Ich hatte da in dem Hause Kaffee getrunken. Da wird wohl etwas drin gewesen sein, denn ich muß eingeschlafen sein, und als ich aufwachte, war ich hier beim Herrn Doktor, und wenn ich auch immer sagte, ich sei Hanna Denner, dann sagten sie, ich sei Frau Gerber und ich sollte still sein.“

„Herr Doktor, die Frau hat nur bestätigt, was ich bereits wußte. Ich bitte Sie nicht nur, die Frau sofort zu entlassen und mir mitzugeben, sondern ich bitte Sie auch, wenn möglich mit nach der Försterei Wildbrunn zu kommen — ich stelle gern ein zweites Auto, um die richtige Frau Gerber in Ihre Anstalt aufzunehmen.“

„Ich bin sofort bereit, Herr Kommissar, ich lasse mein eigenes Auto vorfahren.“

Der Chauffeur wunderte sich, daß der Fahrgast gar nicht speiste, daß er jetzt mit einem anderen Herrn und einer Frau in einem Privatauto sah und er leer hinterherfahren sollte.

„Jetzt erst wieder nach der Försterei.“

Es fing an, dunkel zu werden, als sie ankamen und jetzt war auch der Förster da. Schlüter ging an ihn heran.

„Hier ist Herr Doktor Winzer aus Hameln, um Frau Gerber abzuholen.“

„Aber — Herr Gerber ist nicht hier —“

„Bitte, Kriminalkommissar Dr. Schlüter. Hier meine Erkennungsmarke. Herrn Dr. Winzer kennen Sie wohl?“

Der Förster bejahte.

„Auf Anordnung der Polizei. Ich kann Ihnen das jetzt nicht erklären.“

Der Förster schien beleidigt.

„Hat es die Frau hier nicht gut gehabt?“

„Aber sicher. Es liegt ein Verbrechen des Herrn Gerber vor. Sie werden schon noch erfahren. Ich habe jetzt Eile. Bitte rufen Sie die Frau. Ist sie angezogen?“

„Jawohl, im Grunde genommen bin ich ja froh, und mein Geld.“

„Bekommen Sie natürlich, ich büрге.“

Die Försterin führte ein altes Mütterchen heran. Sie sah wohl durch die Krankheit, die auf ihrer Stirn stand, aber aus, als sie war, aber sie packte sicher zu dem

Bäder besser als die junge Hanne. Der Arzt ging auf sie zu.

„Nicht wahr, Sie sind Frau Gerber?“

„Helene Gerber.“

Dann lachte sie blöde.

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor. Nicht wahr, Sie sorgen recht gut für die arme Kranke. So, Frau Denner, jetzt fahren wir weiter. Bad Eilsen, Chauffeur, Polizei.“

Auch dem Chauffeur stieg schon eine Ahnung auf, daß es etwas ganz Besonderes sei, was da vorging. Leider war es schon zu dunkel, um den schönen Blick auf die Arensburg und den Wald zu genießen. Um neun Uhr waren sie in Bad Eilsen. Überall war Musik und der Kurplatz wimmelte von Gästen. Sie hielten vor der Polizei. Dr. Schlüter hatte drinnen eine kurze Beratung, dann stieg ein Gendarm zu ihm in das Auto und setzte sich neben Hanne.

Vor dem Posamentiergeschäft des Herrn Jakob Schlegel hielten sie an und diesmal stieg Schlüter allein aus. Der Laden war bereits geschlossen und er klingelte an der Haustür.

„Herr Schlegel zu sprechen?“

Das junge Mädchen sah ihn fragend an.

„Das Geschäft ist geschlossen.“

„Ich komme in einer anderen Angelegenheit, ich bin ein Fremder und möchte —“

„Ach so — wegen Wohnung?“

Da ertönte eine Männerstimme.

„Was ist denn? Was wünscht denn der Herr?“

Ein großer Mann mit einem Wachtmeisterschnurrbart stand vor ihm. Schlüter warf einen prüfenden Blick auf ihn.

„Könnte ich Sie einen Augenblick sprechen?“

„Können Sie nicht morgen kommen?“

„Ich bedauere, wenn ich störe, aber es ist eine eilige Sache, die Sie interessieren wird.“

„Dann meinewegen, aber bitte kurz, ich wollte eben essen.“

Er führte ihn in ein kleines Zimmer und drehte das elektrische Licht an. Schlüter trat auf ihn zu.

„Ich bin der Polizeikommissar Dr. Schlüter aus Berlin.“

Der Mann schien einen Augenblick zu zucken, dann war er wieder ruhig.

„Nun und?“

„Ich wollte mir nur das Vergnügen bereiten, einen Kollegen zu begrüßen.“

„Sie werden schon verstehen. Sie haben als falscher Polizeibeamter die Frau Denner aus der Wohnung ihres Schwagers in Hoch gewissermaßen gestohlen.“

„Was soll das heißen?“

„Sie geben doch zu, daß Sie bisweilen auch die Rolle eines Polizeibeamten übernehmen.“

„Ich verstehe nicht.“

„Sie haben den flüchtigen Kassenrendanten Rühling aus Wallenbrunn in den Kleidern der Frau Denner über die holländische Grenze gebracht und vor dem Hause des Bauers van Diemen in Bormeer ausgesteckt. Sie haben die Frau Denner unter dem Namen und auf die

Papiere Ihrer Schwester in dem Sanatorium des Dr. Winger in Hameln verschwinden lassen. Es hat gar keinen Zweck, daß Sie leugnen.“

Abgesehen davon, daß Ihr böses Gewissen klar auf dem Gesicht liegt, draußen im Auto sitzt Frau Denner —  
Wart, du!“

Mit einem Butschrei hatte sich plötzlich der starke Mann auf den Kommissar geworfen, aber der war auf der Hut. Ein schriller Pfiff ertönte und während der Kommissar allerdings gegen den Hünen kämpfen mußte, kam der Gendarm herein. Gleich darauf war Schlegel gefesselt und wurde von den beiden zum Auto geführt.

„Frau Denner, sehen Sie doch einmal heraus.“

Schlegel stand im Licht der Straßenlaterne.

„Ist das der Mann?“

„Das ist er.“

„Steigen Sie ein, machen Sie weiter kein Aufsehen.“

Schweigend stieg er in den Wagen, Hanne Denner zitterte innerlich vor Angst, daß sie neben ihm sitzen mußte. Zunächst ging es wieder zur Polizei, wo Schlegel vernommen wurde.

„Ich weiß gar nichts. Ich habe das alles nur meinem Schwager zuleide getan.“

„Herr Kommissar, Sie halten wohl den Mann fest und erlauben, daß auch Frau Denner hier bleibt. Aber daß der rabiate Kerl ihr nichts zuleide tut. Ich möchte mit dem Gendarmen drüben Haussuchung machen, und dann bitte ich Sie, mir einen Herrn mitzugeben. Ich möchte noch in der Nacht mit dem Auto nach Wallenbrunn.“

„Sehr gern, Herr Kommissar.“

Schlüter trat zu dem Chauffeur.

„Sie sehen, daß das heute eine amüsante Fahrt ist. Können Sie mich noch in der Nacht nach Wallenbrunn fahren?“

„Bis nach Wallenbrunn? Das werden drei Stunden.“

„Ist's Ihnen zu weit?“

„Bezahlen Sie mir auch die Rückfahrt?“

„Natürlich.“

„Dann werde ich Benzin nachfüllen.“

Schlüter und der Gendarm gingen wieder zur Wohnung des Kaufmanns Schlegel.

Diesmal kam ihnen eine verängstigte Frau entgegen.

„Was ist mit meinem Mann, Herr Oberwachmeister?“

„Verhaftet, hat böse Dinge gemacht. Nun lassen Sie uns herein, der Herr Kommissar will Haussuchung halten.“

„Bei uns — ich dulde nicht —“

„Sie haben gar nichts zu dulden. Machen Sie keinen unnützen Lärm. Das hilft nun nichts.“

Mit starren Blicken mußte die Frau zusehen, wie der Kommissar ihre Sachen durchwühlte, zuerst ohne Erfolg, dann aber fand er in einer alten Truhe — den Rest der von Kühling gestohlenen Wertpapiere. Freilich von Schmutz oder Silber, das aus dem Einbruch stammen konnte, fand sich auch hier nicht das geringste.

Das wurde eine unheimliche Nachtfahrt, wenigstens für Frau Denner. Sie saß neben Dr. Schlüter und ihre Knie berührten die des riesigen Kaufmanns Schlegel, der allerdings, hart gefesselt, neben dem Gendarm ihr gegenüber saß. Während der ganzen dreistündigen Fahrt wurde von keiner der vier Personen ein Wort gesprochen.

Endlich kamen sie nach Wallenbrunn, wo Nachtwächter Petereit das Wunder anstaunte, daß mitten in der Nacht ein Auto in die Stadt fuhr und vor der Krone hielt.

Berschlagen sah Fräulein Elisabeth zum Fenster hinaus.

„Ich bin's, Dr. Schlüter. Bitte, wecken Sie Frau Andrecht. Ich muß sie sofort sprechen.“

Er wartete geduldig, bis unten die Tür geöffnet wurde.

„Großmutter kann wieder so schlecht gehen.“

„Dann komme ich an ihr Bett. Kommen Sie, Frau Denner.“

Elisabeth erschrak unwillkürlich und wußte nicht, ob sie sich freuen sollte. Frau Andrecht saß aufrecht im Bett, als der Kommissar eintrat.

(Fortsetzung folgt.)

## Pimpernuß und Pimpernelle.

Von El-Correl.

Als sie im dunkeln Schrankwinkel des oberen Vorkaafs lagen, griff eine große, braune Menschenhand nach ihnen und zog sie ans Licht. Sie waren beide grau, und die braune Menschenhand mochte mit Befriedigung ihr Gesicht. Vorhastig wurden sie wieder in den Schrankwinkel zurückgelegt zur schnurrenden Mutter, die mit Angst in den großen grünen Augen die Prüfung ihrer Kinder verfolgt hatte. Nun gab man sie ihr wieder — sie waren also zum Leben beanadelt.

Aber hinter der Truhe stand Lillo und beobachtete alles. Er hielt den Kopf schief, horchte auch aufs geringste Geräusch und dachte sich sein Teil.

Er hatte wohl das Graue in der braunen Gärtnerhand gesehen. Und nur das leise Schnurren hinten im Dunkel des Schrankwinkels hatte ihn davon abgehalten, keine Teilnahme an dem Vorkommnis mit der seinem Temperament sonst eigenen Lebhaftigkeit zu bekunden und zu betätigen.

Dem Gärtner aus dem Vorkaaf folgend, ließ Lillo keine Gedanken beim Schrankwinkel. Und sobald er nur bemerkte, daß Minka in den Hof heruntergekommen war, um mit ihren grünen Augen die Maulwürfer zu beschäftigen, war er mit wenigen Sätzen wieder oben.

Im — zwei graue Augen fand er dort, warm und weich anzufühlen. Er stupfte sie mit seiner kalten Nase an — da bewegten sie sich und piekten — und da waren auch schon wieder Minkas grüne Augen ... Eingekübeltert zog sich Lillo zurück.

Aber keiner der folgenden Tage verging, ohne daß Lillo nicht die Kleinen mehrmals besucht hätte. Sie interessierten ihn stark; und mit hängenden Ohren hinter der Truhe sitzend, wartete er auf eine Veränderung der Situation.

Manchmal kam auch die „Mama“ des Hauses in ihrem weißen Kleide und griff mit ihrer schönen weichen Hand in den Schrankwinkel, um die beiden grauen Wille hervorzuholen.

Sie wurden Lillo geseigt und seinem Wohlwollen empfohlen. Er jedoch laute verlegen und schielte vor Eifersucht.

Wie groß aber war seine Freude, als er eines Tages sah, wie Minka ihre Kleinen aus dem Schrankwinkel schleifte und mitten im Zimmer auf die Teppichmatte legte. Mit einem Sprung war Lillo bei ihnen, kuschelte sie mit seiner kalten Nase an und bellte vor Entzücken, als die Kleinen anfingen, auf ihren kurzen, schwachen Beinchen herumzutrabbeln.

Minka sah oben auf der Truhe und konnte sich in Mutterglück. Ja, er sollte nur mit den Kleinen spielen, der Lillo. Sie würde schon aufpassen, daß er nicht zu mutwillig wurde. Lillo aber war ganz behutsam. Er war ja seinerseits unter Minkas Obhut aufgewachsen, als er — klein und weltunkundig — ins Haus kam.

Erst hatte er sich ja sehr vor Minka gefürchtet; denn die tauchte ihn an, als sei er ein Feind. Er — fünf Wochen alt — ein Feind, er, der keine andere Sehnsucht hatte als die nach wärmender Zärtlichkeit. . . . Minka hatte das wohl auch bald erkannt; und war zu ihm in sein Körbchen gekommen und hatte ihm den Milchbart abgeleckt; denn sie selbst und ihr Geschlecht seien absolute Nützlichkeitsgeschöpfe. . . . Lillo aber — klein und weltunkundig — nahm das für Zutraulichkeit — und schnell war sein vertrauendes Herz gewonnen und zur Dankbarkeit gestimmt. Das Gute, das er empfangen hatte — was empfangen zu haben er sich als Idealist einbildete — das vergalt er nun so reichlich, wie es nur weltunkundige Selbstlosigkeit vermag. . . .

Bald hatte Lillo auch den schmerzlosen Griff heraus, mit dem Minka ihre Kleinen zu transportieren pflegte. Man nahm sie einfach vorhastig beim Kopf, ohne zuzubeißen. So ließen sie sich vortrefflich durchs Zimmer tragen und neckisch hin und her schlenkern. Lillo begriff den Schrei nicht, mit dem „Mama“ ihm wehrte, als er in dieser Weise eins der Kleinen spazierentrug.

„Hisse — Lillo frisst den Pimpernuß!“ hatte Mama gerufen.

Vor Schreck ließ Lillo das Kleine los — oder wollte er nur zeigen, daß Mama sich irrte? Denn er hatte ja gerade die Pimpernelle am Schlafittchen. Die war etwas kleiner als ihr Bruder, der Pimpernuß; aber sie war weitaus intelligenter und temperamentvoller als jener. Sie hatte Minkas Lebhaftigkeit geerbt und bemerkte zuallererst die Zugfedern an den Gardinenschürzen. Diese zu fangen war bald ihre Lebensaufgabe, während Pimpernuß die Tisch- und Stuhlbeine zu erklimmen trachtete. Da ihnen weder das eine noch das andere gelang, so waren sie den ganzen Tag mit ihren andauernden Bestrebungen beschäftigt. Zur Abwechslung freilich purzelten sie auch mal die Treppe hinunter, und Lillo er-mangelte nicht, sie langsam wieder die Stufen hinaufzuschleifen. Er ließ sie auch an seinen Milchbart kommen und hatte nichts dagegen als sie in sein Körbchen kletterten und dort zu schlafen liebten. Großmutter zog er sich auf die Truhe zurück, wo ein Samtkissen lag.

Und von seinem Samtkissen aus beobachtete er während einer Nacht etwas, was ihm neu war.

Mit großem Geschnurr und Gejaule kam Minka ins nächtliche Gemach. Durch die Fenster flog der Mondschein herein; sonderbare Schatten spielten auf dem Steinfußboden. Minka aber blieb mitten im Raum stehen, redete, lodte, schnurrte und gurrte und ließ nicht nach, bis Pimpernuß und

# Amerikanische Eisenbahnen.

Von Rudolf Lothar.

Jeder Europäer, der nach Amerika kommt, ist des Staupens und der Bewunderung voll über die amerikanischen Verkehrsverhältnisse. Der riesige Autoverkehr in der Stadt wickelt sich mit einer Exaktheit ab, die den Fremden verblüfft. Das Auto gehört heute zum amerikanischen Haushalt wie das Telefon. Nach der letzten Zählung kamen in Kalifornien zum Beispiel auf sechs Millionen Einwohner drei Millionen Autos. Da unter den sechs Millionen sich auch eine große Anzahl Kinder befinden, die kaum ein eigenes Auto besitzen dürften, so erhebt man, daß in Kalifornien offenbar weit mehr Personen mehrere Autos besitzen dürften, als es autolose Kalifornier gibt. Eine Fahrprüfung für den Autobesitzer gibt es nicht. Man kauft ein Auto und fährt los, allerdings auf eigene Verantwortung. Und das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen ist die beste Schule.

Die musterhafte Abrollung des Autoverkehrs ist aber auch zum großen Teil dem fabelhaften Gehorham zu verdanken, mit dem der Amerikaner dem Befehl folgt, der ihm erteilt wird. Der Policeman steht mitten auf der Straße, bewegt wie ein optischer Telegraph die Hände und reagiert damit den Verkehr in unübertrefflicher Weise. Kein Auto würde es wagen, der Halt gebietenden Hand zu trotzen. Dies Disziplin des Publikums ist aber die erste Voraussetzung eines geordneten Verkehrs. Und die Amerikaner bilden gewiß das am besten disziplinierte Publikum. Eine Straße im größten Autoverkehr, etwa zur Mittagsstunde zu passieren, ist in Amerika vollkommen ungefährlich, wenn man sich nur an die Weisungen des Policeman hält. Wie rücksichtsvoll aber der Autoverkehr dem Publikum gegenüber ist, kann man am besten in der Nähe der Schulen beobachten. Da müssen alle Autos langsam fahren und bei Schluß der Straße der Policeman für das Wohl aller die Straße passierenden Kinder.

Amerika ist das Land der großen Entfernungen. Darum ist das Auto ein Instrument des Alltags, ohne welches man drüben gar nicht leben könnte. Ich möchte das Kapitel Auto aber nicht verlassen, ohne eine sehr hübsche Einrichtung zu erwähnen, die ich in San Francisco fand. Dort gehören die sogenannten gelben Taxis (Autodroschken) einer Gesellschaft, die Couponbücher ausgibt. Diese Büchlein enthalten Abschnitte mit 10, 20 und 50 Cents und gewähren dem Käufer eine wesentliche Verbilligung der Autofahrt. Man zahlt aber bekanntlich viel leichter mit einem Coupon als mit barem Geld, notabene wenn man die Vorteile eines billigen Abonnements genießt. Der Einführung der Couponbücher hat denn auch die Gesellschaft eine große Steigerung im Verkehr ihrer Wagen zu verdanken. Warum führt man solche Couponbücher nicht in Europa ein?

Wertwürdigerweise hält die Entwicklung des Eisenbahnwesens mit der Entwicklung des Autoverkehrs nicht Schritt. Es gibt zwar fabelhaft gute Züge, die wundervoll fahren, aber auch sehr viele andere Expres- und Luxuszüge, deren Fahrkunst nicht allzu bedeutend ist. Ich fuhr einmal mit einem Luxuszug von San Francisco nach Chicago und dieser Luxuszug blieb alle Nase lang stehen, und zwar immer mit einem solchen Rud, als wäre es eine Katastrophe. Auch ziemlich große Verspätungen sind nicht selten. Diese Mängel der Fahrtechnik empfindet man deswegen besonders stark, weil eben andere Züge auf anderen Linien die Reisenden sehr verwöhnt haben. So verschieden wie die Fahrtechnik ist auch z. B. die Güte des Speisewagens. Auf der Santa-Fé-Route ist man im Speisewagen so gut wie in einem Hotel allerersten Ranges. Auf anderen Routen ist man mittelmäßig, und manchmal ist das Essen ganz schlecht. In allen Zügen aber hat man gewisse Bequemlichkeiten, die man in europäischen Bahnen schmerzlich vermisst. Raum sitzt man im Abteil, und schon ist der Koffer da, hängt Mäntel und Übergießer auf Bügel, umgibt die Kleider mit weichem Finnen, steckt die Hüte in Papierläde und gibt dem Reisenden weiß überzogene Kissen zum Anlehnen. Wenn man im „Apartment“ reist, d. h. wenn man eine eigene Kabine hat und nicht im allgemeinen Schlausraum übernachtet, hat man auch seinen eigenen Walschraum, der von tadelloser Sauberkeit ist, wie übrigens alle Walschräume und Klosetts im Zug. Dem Reisenden drängt sich hier die Frage auf: Warum gibt es in europäischen Zügen kein tadellos sauberes W.-C.?

Im Walschraum findet man auch ein Duzend sauberer Handtücher, selbstverständlich immer ein in Papier gewickeltes Stück Seife, und man hat kaltes, heißes und Eiswasser zur Verfügung. Das Apartment ist für drei Betten eingerichtet, die, wie die Betten in allen amerikanischen Waggons, in der Längsrichtung angebracht sind. Es sind breite, schöne, gute Betten, mit einer Anzahl von Kissen und Decken, die an Güte den besten Hotelbetten nicht nachstehen.

Die Fenster sind wegen des Kohlenraubes mit Drahtgaze überzogen. Den ganzen Tag langt der Koffer für die weißen Leinenbesätze der Kopflehnen und Anlehneflächen. Und wenn der Zug auf einer Station hält, dann steht der Koffer auf dem Perron neben jeder Ausgangstür mit einem selbst Trittbrett für die Ein- und Aussteigenden.

In jedem Wagon befindet sich ein Reservoir mit Eiswasser zum Trinken und daneben eine Vorrichtung, der man natürlich kostenlos einen papierernen Trinkteller entnehmen kann. Nach dem Gebrauch wirft man ihn in einen Korb. Im Apartment ist man natürlich völlig sein freier Herr und kann machen, was man will. Auch rauchen. Im großen

Bimbernelle aus dem Korb hervortreten und hurtig zur Mutter liefen. Die duckte sich nun — und da konnte man sehen, daß sie etwas im Mause hatte. Es war eine ganz kleine Maus — ein lebendiges Spielzeug, das erste Jagdobjekt für Bimbernuk und Bimbernelle.

Die bearriffen auch den Zweck der mütterlichen Gabe sofort und bekten toll über den Fußboden durch die Mondscheinslichter und Schatten. Am anderen Morgen fand die Dienerin die kleine Maus — tot. Sie alarmierte das Haus; die Kleinen hatten demnach schon Jagdunterricht bekommen. Sie waren also bald kluge.

Bald darauf begab sich weiteres. Der Gärtner kam wieder und ergriff mit seiner braunen Hand die kleine, hübsche, seideweiche Bimbernelle. tat sie wiewohl sie sich sträubte, in einen Korb band zu, nahm den Korb unter den Arm und ging die Landstraße entlang. Lillo ging mit. Er hörte Bimbernelle in ihrem Gefängnis weinen und wunderte sich sehr. Als der Gärtner aber dann die kleine Bimbernelle in einem fremden Hause abgab und — nachdem er dort ein Glas Wein bekommen — wieder heimwärts ging ohne Bimbernelle, da verwirrten sich Lillo die Begriffe. Soudel er sich auch Mühe gab, den Gärtner auf seine falsche Handlungsweise aufmerksam zu machen; es gelang ihm nicht. Berrübt trotzte er mit nach Hause und setzte sich nachdenkend hinter die Truhe.

Und als der Mond schien, machte sich Lillo heimlich auf den Weg. Er hatte seine Schlüsselröcher und Mauerüberwände, so daß ihm auch bei unverwahrten Türen die Welt offenstand. . . . Zielbewußt enteilte er, um die arme Bimbernelle zu suchen. Er fand sie auch — in trostlosem Zustande — ganz allein in einer ärmlichen Küche, auf einem Strobtuhl. Die Tür stand offen, und der Mond guckte in den Hof mit seinem breiten höhnischen Gesicht.

Lillo besann sich nicht lange. Er nahm Bimbernelle vorsichtig in sein Maul und trug sie geschäftig nach Hause. Minka kam ihm am Garteneingang entgegen. Sie hatte soeben wehlagend ihre Tochter gesucht. Erfreut nahm sie sie an ihr Herz, und Lillo verflügte sich zufrieden auf seinen Schlafplatz.

Welcher Zustand dann aber anderen Morgen: Bimbernelle war wieder da! Sie wurde auf den Frühstückstisch gesetzt und Mama sprach geistreich von dem „feinen Instinkt“ der Tiere. Bimbernelle, noch so jung, hatte den Weg gefunden! Einfach ungläublich! Ein so hervorragend begabtes Tierchen gab man aber nun nicht mehr weg. Da trennte man sich lieber von dem dummen Bimbernuk, denn drei Katzen duldeten doch die Dienerin nicht.

Und die braune Männerhand ergriff den weichen, oblongmatischen Bimbernuk, tat ihn in den Korb, band zu, und dann ging's den Berg hinauf. Lillo ging mit. In einem fremden Hause wurde Minkas Sohn abgegeben und von einer feinsten, kleinen Kunzselfrau freudig auf den Schoß genommen.

Na ja, dachte Lillo, freue dich nur, du Mumie! Gehorham ging er mit nach Hause. Aber in der Nacht war er wieder unterwegs, bergan. Der Mond leuchtete. Das Räuschen rief.

Und das Haus war allenthalben verschlossen. Lillo lief mehrmals ringsherum, prüfte alle Fenster, jeden Mauerspross — er konnte nicht eindringen. Da beschloß er, den Anbruch des Tages abzuwarten; denn dann würden die Leute ja wohl die Tür öffnen.

Es dauerte auch nicht lange, da kirkte ein Riegel, und die Tür tat sich auf. Schlaftrunken kam ein Mädchen heraus, die Kupferreimer am Schwengel über der Schulter. Sie trabte gähmend zum Brunnen.

Dann erschienen Kinder — ein Mann — Hühner — und endlich auch der Bimbernuk. Er trug ein rotes Wollbändchen um den Hals und guckte unternehmend mit seinen großen, starren weißblauen Puppenaugen über die Haustürschwelle.

Lillo gab ihm einen Nasenstüber und faste ihn beim Kopf — aber Bimbernuk schrie und sträubte sich, machte breite Taten und zeigte seine winzigen, weißen Krallordnen. Das hatte Lillo nicht erwartet.

Er stellte das linke Forohr — sah Bimbernuk voll Beachtung an und wandte sich kurz entschlossen heimwärts — aber nur mit ein paar kleinen Säben. Dann sah er sich um und — webeste erfreut. Denn Bimbernuk folgte ihm . . . Hurtig trippelnd, etwas schiefbeinig kam der Kleine hinterdrein, stolperte ab und zu, vurselte auch mal, legte aber trotzdem die schwierige Wanderung fort. Lillo blieb oft wartend stehen — und als ihm die Sache doch zu langsam ging, nahm er klugs den ganzen kleinen Kerl ins Maul und trug ihn bis zur Gartentür. Hier setzte er ihn ab — Bimbernuk fand sich allein weiter. Er passierte auch sofort das eiserne Tor bequem zwischen zwei Stäben hindurch, während Lillo seinen gewohnten Umweg durch das Nachbargrundstück und über die Mauer einer Zitronenernte machen mußte. Im heimlichen Gebiet angelangt, kam er gerade dazu, wie die Dienerin des Bimbernuk ansah wurde. Lillo erschraf vor dem Geschrei und machte sich davon. . . . Bimbernuk aber wurde der „Mama“ aufs Bett gelegt, und sein „seiner Instinkt“ wurde hoch gefeiert. . . . So ein kluges Tierchen — fand den Weg — das gab man nun auch nicht mehr fort. Sogar die Dienerin erteilte ihre Erlaubnis dazu, und bei vollen Milchschüsseln wurde das Friedensfest gefeiert.

Kamen häßliche Gäste ins Haus, so mußten sie Bimbernuk und Bimbernelle gebührend bewundern und deren „seinen Instinkt“ anerkennen. Lillo aber sah dabei und dachte: „Gerade wie bei den Menschen — was ob auch, ist es an anderer ernten.“ . . .

Waggon darf man nicht rauchen. Wer rauchen will, geht ins Rauchsinnier, das sich am Ende eines jeden Wagens befindet. Sehr viele Züge haben auch ein eigenes Schreib- und Lesesinnier. Es gibt auch Züge mit Badezimmern fast alle Züge haben eine Barbierstube. Man sieht also, daß für den Komfort in genügender Weise gesorgt ist. Jeder Waggon hat seinen eigenen Namen. Offenbar deswegen, damit man sich den Namen merken kann, wenn man aussteigt. Ein Name drückt sich einem besser ein als eine Zahl. Mein Waggon auf der Reise nach Los Angeles hieß „Sattelweare“ und von San Francisco nach Salt Lake City fuhr ich im „Phantom“. So angenehm aber das Reisen im Apartment ist, an den allgemeinen Schlafraum, wo Männer und Frauen durcheinander schlafen, gewöhnt man sich schwer. Die einzelnen Koien sind mit grünen seidnen Vorhängen verschlossen, was die Temperatur im Bett wesentlich erhöht. Des Morgens steht man Kolonaste beim Wasraum. In dieser Beziehung sind andere Schlafwagen viel besser. Und der Europäer wundert sich, daß der Amerikaner von dem System des gemeinsamen Schlafwagens noch nicht abgekommen ist. Zu jedem Zug aber gehört noch ein höchst unangenehmer Bestandteil: das ist der Vertäufel, der fortwährend in allen Waggons bald mit Albums, bald mit Zunderwerk, bald mit Blaaren, bald mit Ansichtskarten und Schreibpapier haufieren geht. Er schwätzt und schwätzt ununterbrochen. Er hält, mitten im Waggon stehend, Vorträge. Er klopf an die Tür des Apartments, setzt sich ungeniert auf das Sofa und preßt die Vorkasse seiner Waren an. Besonders gut scheint sein Geschäft zu blühen, wenn der Zug pittoreske Gegenden durchfährt. Dann legt er ganze Stöße von Albums und Ansichtskarten ab.

Es ist merkwürdig, wie rasch man sich in Amerika an endlose Fahrten gewöhnt: drei Tage, vier Tage auf der Eisenbahn, manchmal auch sechs Tage. Das erscheint einem in Europa wie eine unerhörte Strapaze. Aber man reist in Amerika so beglückt, daß man die Strapazen kaum empfindet. Es sei denn, daß die Sonne die eisernen Bullenwagen zum Glühen bringt. Dann wird das Fahren allerdings zu einer unerhörten Qual. Trotzdem im Wagen alle Ventilatoren in Bewegung sind und man sie mit Eis zu fühlen versucht. Die Fahrt durch die glühende amerikanische Wüste wird immer zu meinen schrecklichsten Erinnerungen gehören.

## Neue Bücher

\* **Frits von Unruh: „Flügel der Rite“.** Buch einer Reise. (Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M.) Frits von Unruh's neues Buch nennt sich „Buch einer Reise“. Aber es ist durchaus kein Reisebuch im gewöhnlichen Sinne. Wer eine Beschreibung von Sehenswürdigkeiten an Hand des Baedeker erwartet, wird nicht auf seine Kosten kommen. Zwar war eine wirkliche Reise nach Paris und London dem Dichter die Veranlassung zu diesem Buch, und wirkliche Erinnerungsstätten bedeutungsvoller Vergangenheit, mit Namen benannt oder unter fremden Namen erkennbare bekannte Persönlichkeiten wiesen in dem Buch eine Rolle. Aber das Ziel der Fahrt ist doch wieder nur Dichters Land. Unter leidenschaftlichen dramatischen Gesprächen führt Unruh uns durch seine Welt, in der sich Wirklichkeit und Phantasie in seltsamer und in ihrer Kühnheit einzigartiger Weise mischen. Von den Streifzügen durch diese Welt berichtet der mit allen Vibrationen der Zeit mischwappende Dichter, und aus seinen Berichten spricht der inbrünstige Verkünder neuen Sinnes und neuen Wesens.

\* **Wilhelm Rothhaupt: „Sabari“.** Von schwarzen und weißen Afrikanern. Mit vielen Zeichnungen von Fritz Schönlank. (Verlag Greder und Schröder, Stuttgart.) Selten wiegelt ein Buch so echt und farbenfreudig Afrika wider. Eine wundervolle Lustigkeit lacht hell aus seinen Schilderungen. Der Leser durchwandert mit dem Verfasser das östliche Afrika. Er besucht in hellen Mondnächten die Tanzfeste der Neger, hört beim wichtigen Schauri (Gerichtsverhandlung) den Redeschwall und die komisch naive Verteidigung eines duratriebenen Mohrenknallings, kühlt mit einaeborenen Säuren dem Wilde folgend durch Busch und Dornen, genießt den zauberhaften Frieden eines schattigen Flußtales, wohnt im Best am Balmenstrand des Stillen Ozeans, marschiert die afrikanischen Ströme hinauf in das Innere und haut sehrend über die weiten Ebenen der Steppe. Die köstlichen Zeichnungen atmen ganz den Geist, von dem das Buch getragen wird.

\* **Hans Christianen: „Was ist Wahrheit?“** (Verlag Heinrich Städt, Wiesbaden.) Das Buch des bekannten einheimischen Denkers und Künstlers sucht das alte Problem des Gegensatzes von Mann und Weib durch eine scharfe Polemik gegen die von M. Baerting vertretene Auffassung von „Männerstaat und Frauenstaat“ zu klären. Während hier auf Grund der Tatsache, daß es neben dem vom Manne beherrschten und geleiteten Staatswesen stets auch ein solches mit Weiberherrschaft gegeben hat, die Forderung der völligen Gleichberechtigung erhoben wird, hält Christianen mit aller Bestimmtheit an der grundsätzlichen Verschiedenheit von Mann und Weib in physischer und moralischer Beziehung, fest und hebt in dem sogenannten „Frauenstaat“ nur eine Entartung des „Männerstaates“. Seine stiftliche Forderung lautet: „Werde unbedingt, was du als Geschlecht bist“, misstrate also nicht zum „Mannweib“ oder

zum „Weibmann“. Christianen stützt seine Behauptung durch interessante geschichtliche Beispiele. Jesus, dem vollkommenen, gelunden Mann, wird Paulus, der frante Mann, entgegengestellt und der Zusammenbruch des Deutschen Reiches dadurch erklärt, daß der ehemalige Kaiser als Mann im absoluten Sinne verlaate. Man wird der Schrift nicht in allem bestimmen können und doch manche Anregung aus ihr gewinnen.

\* **J. von Schloffer: „Die Kunst des Mittelalters“.** (Akademische Verlagsgesellschaft Libanon, Wildpart-Boisdam.) Der dritte Band der sechs Bücher der „Kunst“ liegt nunmehr vor und zeichnet sich gleich den früheren durch eine gediegene Ausstattung aus. Vor allem ist das reiche Bildmaterial zu rühmen, das in sehr anschaulicher Zusammenstellung neben bekannten auch wenig oder gar nicht bekannte Kunstwerke bringt. Der Verfasser hat seinen Text mit Geist und umfassender Kenntnis geschrieben. Ob freilich der voraussetzungslose Leser sich in dem abstrakten Reichtum auredt zu finden vermag, bleibe dahingestellt. Um so größer ist der Genuß für den, der sich mit dem wichtigsten Tatsachen vertraut gemacht hat. Die Geistesart der mittelalterlichen Kunst erscheint in einem ganz neuen Licht, denn J. Schloffer zieht aufhellende Veraleiche mit der Kunst der Dichtung, der Philosophie und somit beziehungsreiche Fäden bis in die Gegenwart. In der Tat wird man ig durch die expressionistische Gewalt der mittelalterlichen Kunst an die Bestrebungen der Neuzeit erinnert. Man könnte das Buch eine Kunstgeschichtsphilosophie nennen, und obwohl Schloffer die Ideen Spenalers ablehnt, fühlt man doch ihre Nachwirkung aus seinem Buche heraus. Der Verfasser behandelt sein Thema von einer universalen Marie und trägt die nationalen Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern und ihren „Baudialekten“ ab. Der kulturgeschichtliche Einschlag verleiht dem Buche, das man trotz seiner knappen Form als eine der wertvollsten Publikationen der letzten Jahre bezeichnen kann, einen besonderen Reiz. W. W.

\* **„Mein Weg zur Kunst“.** Von Monika Hunnius. (Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn.) Die Verfasserin, die schon früher durch ein Werk „Mein Onkel Herrmann“ Aufmerksamkeit erregte, gibt in dem neu erschienenen Buch ihre eigene Lebensgeschichte. Sie erzählt — vielleicht manchmal etwas zu liebevoll ins einzelne gehend — doch immer anekdotisch und herzenswarm von ihrer Jugendzeit in der Baltischen Heimat, ihrer musikalischen Begabung und ihrer durch die in Riga konzertierende Amalie Joachim bestimmten Ausbildung in Frankfurt bei Julius Stockhausen. Es folgen dann die Jahre des Wirkens als Sängerin und Gesangslehrerin in Riga, wo Raimund zur Mühlen ihre enthusiastisch verehrte künstlerische Stütze wird, bis sie als „Gehilfin“ die sommerlichen „Ferienkuren“ dieses berühmten Gesangsmeisters — besonders auch im Seebad Neubäu bei Königsberg — leitet und Scharen von Schülerinnern heranbildet, denen sie immer ausgleich Freundin, Beraterin und Helferin wird. In Stalien, Paris, London und Deutschland harren ihrer dann wieder neuartige Aufgaben: neben dem Kunststudium auch Krankenpflege, Schriftstellerei — was sie erareift, erfüllt ihre Energie mit Feuerreifer, ihre Seele mit unverkündlicher Begeisterung. Die fürchtbaren Zustände in und nach dem Weltkrieg übersteht sie mutig in Riga und weiß auch davon lebendig zu erzählen. Berichte über persönliche Verührungen — wenn auch nur vorübergehender Art — mit Clara Schumann, M. Bruch, Hermine Spies, Joh. Brahms u. a. verleihen der Selbstbiographie noch ihren besonderen Anreiz. O. D.

\* **„Beethovens Vollendung“.** eine Streitschrift von Walter Krug. (Allgemeine Verlagsanstalt, München.) Der Verfasser hat vor einigen Jahren ein Buch unter dem Titel „Neue Musik“ erscheinen lassen; Anton Brudner war darin als der höchste Gipfel der sinfonischen Kunstausswirkung dargestellt — so hoch, daß selbst ein Beethoven dagegen in Schatten aestellt schien. Was dies auch nicht die Abicht des Verfassers gewesen sein — er fühlte sich doch, durch den Widerspruch, den er erfuhr, bemüht, sein Urteil über Beethoven näher zu begründen. Bei aller selbstverständlichen Ehrfurcht vor Beethovens Vollendung, erhebt er doch auch mancherlei schwächere Seiten in der Kunst des großen klassischen Meisters, bekämpft so viele altbewährte Ansichten und romantische Ausämußungen, die sich in Beethovens Vollendung mischen, kurz, übt so haarstarke Kritik, daß sein neues Buch am Ende noch größeren Sturm heraufbeschwören wird wie seine „Neue Musik“. Für kritisch angelegte Köpfe — ein Lederbissen, für den Laien — gefährlich, für den Enthusiasten — ein Schmerz. O. D.

## Scherz und Spott

**Der Musikfreund.** „Gib's auch musikalische Darbietungen bei dem Festessen?“ — „Nein, es ist ohne Störung verlaufen.“ (Hlega. Bl.)

**Vor Gericht.** „Hatten Sie an dem betreffenden Abend vielleicht zu tief ins Glas geguckt?“ — „Nein, ich trinke aus der Flasche.“ (Wegend. Bl.)

**Fünf Minuten.** „Der gnädige Herr läßt fragen, ob die gnädige Frau bald fertig sein wird.“ — „Aber ich habe doch schon vor einer Stunde sagen lassen, daß ich in fünf Minuten fertig sein würde.“ (Matin.)